

# Zum Gedächtnisse Heinrich von Kleists.

† 21. November 1811.

Vortrag, gehalten von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Orth.



Wenn in längst vergangenen Jahrhunderten der Novembersturm brausend durch Germaniens Wälder tobte, wenn der tausendjährigen Eichen Aeste vor seinem Dräuen krachten, und die letzten fahlen Blätter ein Spiel des Windes wurden, wenn scharfe prickelnde Eisstückchen dem Wanderer ins Gesicht schlugen, und frühe Dunkelheit die tiefen Schatten der Wälder noch tiefer machte, dann sammelten sich unsere Vorfäter gern um das wärmende Herdfeuer der gastlichen Halle des Gaufürsten. Und wenn der Nachtwind in den Dachsparren klagte, wenn die Flamme des Herdes unter seinen Stößen sich auf und ab senkte, dann klang wohl oft zu seinen Trauertönen das längst vertraute Lied des Spielmannes, des Alten, der die Taten der Väter besang. Lautlos horchten die Zuhörer, und unter den erzählenden Worten des Sängers erstanden sie wieder, die Helden der Vorzeit, die starken Recken, die den Bär und den Ur jagten und den Drachen bezwangen, die grimme Könige schlugen und gleißende Schätze dem dunkeln Reich der Zwerge entrissen. Greifbar deutlich stand ihr Bild vor den Augen des jugendlich frisch empfindenden, unverbrauchten Volkes. Ihre Worte, ihre Taten wurden weitergegeben von Geschlecht zu Geschlecht, der Name ihres Rosses, ihres Schwertes wurde treu bewahrt von Mund zu Mund. Und die gewaltigen Taten, die durch sie und mit ihnen geschehen waren, die blutigen Schlachten, bei denen vielleicht Hunderte der Stammesgenossen ihr Leben gelassen hatten, verlöschten nicht in der Erinnerung der Nachkommen, sondern als heiliges Vermächtnis überlieferte sie der Vater dem Sohne, der Sohn dem Enkel. So erhielt sich ihr Gedächtnis unverwelklich frisch durch die Jahrhunderte — vielleicht, wenn wir ältestem Ursprunge der Sage nachgehen könnten, durch Jahrtausende. Heute ist dies völlig anders geworden. In unserem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität mit seinem Hasten und Jagen, mit seiner Fülle täglich neuer Eindrücke, die von frühester Kindheit an das Gedächtnis ermatten und abstumpfen, ist für die Gestalten der Vergangenheit wenig Raum. Kaum stehen wir heute erschüttert vor einem Ereignis, dessen schauerliche Größe unser Herz beben machte, da werden wir schon morgen durch ein neues, vielleicht noch größeres, noch schrecklicheres, das der Draht aus einem entfernten Erdteil berichtet, aufgeschreckt und — abgelenkt. Unter dieser Fülle der Eindrücke haben wir modernen Menschen es fast verlernt, uns einem Eindruck so hinzugeben, wie es einst unsere Väter taten. Und wie mit den großen Ereignissen, so geht es mit den großen Menschen, die nicht mehr Heroen gleich unter uns fortleben, wie sie in den Hallen Germaniens, in den Eichenwäldern und am Lagerfeuer fortlebten. „Er ist schon lange tot“, pflegen wir zu sagen, wenn auf einen großen Mann die Rede kommt; dann besinnen wir uns, und siehe, noch sind es nicht zwanzig, nicht zehn Jahre, seit seine machtvolle Persönlichkeit von uns geschieden. Tut es unserem rasch lebenden Geschlechte nicht gut, einmal stille zu stehen und der Ver-

gangenheit mit den bleibenden Werten, die sie uns gegeben hat, in der Gegenwart, der noch so unfertigen, zu gedenken? Gewiß! Und darum ist es eine heilige Pflicht gegen unsere großen Toten, wenn wir an den Tagen, die zu ihrem Gedächtnis uns in besonderer Weise aufrufen, sei es die Wiederkehr des Geburts- oder des Todestages, halt machen in unserer eiligen Wanderung, ihnen eine Stunde der Erinnerung schenken, und im Geiste auf ihrem Grabe die Blume des Dankes oder den Lorbeer des Ruhmes niederlegen. Schon mancher großen Gestalt haben wir so gedacht in den letzten Jahren, wir feierten Schiller, die Königin Luise und die Kaiserin Augusta, wir ehrten Calvin, Paul Gerhardt und Scharnhorst.

Und wenn ich Sie heute bitte, mit mir diese Stunde der Erinnerung einem Dichter zu weihen, der ruhelos, unverstanden und verkannt durch dies Leben geschritten ist, das ihm das Größte zu verheißen schien und nicht einmal das bescheidenste Glück gewährt hat, so wird diese Erinnerung an keinen Unwürdigen verschwendet sein. Wenn wir dieses Dichters gedenken, dann ist es uns, als rauschte es in Germaniens Eichen, als klirrten Waffen, als klänge es wider von Mannesehre, von Heldentum. Unser Gedenken gilt dem Dichter der Hermannsschlacht: Heinrich von Kleist.

Ein unglückliches Leben — ein ruhmloses Grab. — Mit diesen kurzen Worten können wir die irdische Laufbahn dieses Dichters kennzeichnen. Lohnt es sich, ihrer noch nach hundert Jahren zu gedenken? Ist es recht, auf das Grab des Selbstmörders einen Ruhmeskranz zu legen? Hat er wirklich dem deutschen Volke bleibende Werte gegeben? — Vielleicht, daß wir, am Ende unserer Betrachtung angelangt, diese Fragen mit einem „Ja“ beantworten. — Die Mißachtung und Verkennung, unter der Kleist bei seinen Lebzeiten gelitten hat, ist, das möchte ich vorausschicken, etwa seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, vor allem in neuester Zeit einer Wertschätzung und einem liebevollen Verständnis für seine starke Persönlichkeit gewichen, die, wenn nicht alles trügt, noch im Steigen begriffen ist. Werke, die bisher nie das Rampenlicht der Bühne gesehen, werden von bühnenkundiger Hand hervorgesucht und mit hingebendem Fleiße einstudiert. Sogar sein erstes Jugenddrama, „Die Familie Schroffenstein“ gelangte voriges Jahr unter Max Grubes Förderung in Meiningen zur Aufführung; „Penthesilea“, die Tragödie der Amazonenkönigin, so fremd und abstoßend unserem Empfinden und doch wieder so anziehend in ihrer Poesie und wunderbaren Charakteristik der Hauptperson, „Penthesilea“, von der Kleist selbst sagt, sie sei nicht für die Bühne berechnet, wird seit Wochen in zahlreichen Wiederholungen sowohl im Königlichen Schauspielhause als auch in Max Reinhardts „Deutschem Theater“ zu Berlin mit starkem Erfolge gegeben. Das uns von seinem Trauerspiele „Robert Guiskard“ einzig erhaltene Fragment soll als Ehrung für den großen Dramatiker, der gerade von diesem Stücke das Größte erhoffte, am 21. November d. Js., Kleists Todestage, im Königlichen Schauspielhause in Berlin zur Aufführung gelangen. Daß das Lustspiel „Der zerbrochene Krug“, die Schauspiele „Käthchen von Heilbronn“, „Die Hermannsschlacht“ und der „Prinz von Homburg“ auf allen Bühnen von Bedeutung Heimatrecht haben, dürfte allgemein bekannt sein. Kleists Werke wurden zum erstenmale von dem bekannten Romantiker Ludwig Tieck im Jahre 1826 in einer Gesamtausgabe herausgegeben, nachdem er bereits 1821 die bisher überhaupt noch nicht gedruckten Manuskripte aus des Dichters Nachlaß: „Die Hermannsschlacht“ und den „Prinzen von Homburg“, in pietätvoller Weise von einem Vorwort begleitet, hatte erscheinen lassen. Dieses Vorwort, welches zum erstenmale eine Würdigung des Menschen und des Dichters, mit dem Tieck monatelang freundschaftlichst verkehrt hatte, versuchte, verfehlte nicht, das Interesse für den Verkannten hervorzurufen. Treffliche Biographien, im vorigen Jahrhundert von Julian Schmidt, H. von Treitschke und Adolf Wilbrandt, in neuester Zeit von Otto Brahm, S. Rahmer, H. Roetteken u. a., die Herausgabe seiner Briefe und eine Anzahl wertvoller Einzeluntersuchungen folgten einander, so daß heute eine sehr ansehnliche Kleistliteratur vorhanden ist. Die mir vorliegende neueste Gesamtausgabe von Kleists Werken, mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von keinem Geringeren als Erich Schmidt versehen, vereinigt die für den Kleistfreund und Kleistforscher so besonders wich-

tigen Briefe des Dichters in einem stattlichen Bande, dem fünften.\*) Auf diese Briefe, die eine Hauptquelle für das Leben des Dichters bilden, werde ich mehrfach zurückkommen. Selbstverständlich liegt es mir fern, auch nur zu versuchen, in dem knappen Raum dieser Stunde eine umfassendere Schilderung von Kleists Wirken zu geben. Nachdem wir das einem erschütternden Drama ähnliche Leben des Dichters zusammen betrachtet haben, werde ich mich darauf beschränken, Kleist, den deutschen Patrioten, zu schildern.

Es war selbstverständlich, daß der dem Hauptmann von Kleist am 18. Oktober 1777 zu Frankfurt a. O. geborene Sohn Heinrich, der erste auf vier Mädchen folgende männliche Sproß des alten märkischen Geschlechts, wie alle seine Verwandten es getan hatten, den Soldatenstand zum Lebensberufe wählte. Der Sitte der Zeit gemäß wurde er unmittelbar nach seiner Konfirmation, erst 15 Jahre alt, als Gefreiter-Korporal in das Garderegiment zu Potsdam eingereiht und nahm mit diesem Regimente an dem Rheinfeldzuge von 1793—95 teil. Ebenso selbstverständlich ist es, daß der Entschluß des 21 jährigen, den Offizierstand zu verlassen und sich dem Studium der Wissenschaften zu widmen, die tiefste Mißbilligung seiner Familie — die Eltern waren schon vor seinem Eintritt in das Regiment gestorben — erregen mußte. Begreiflich wird diese Mißbilligung, wenn man erwägt, daß Kleist die Vorschläge der Verwandten, dann wenigstens, als einziges „standesgemäßes“ Studium, Rechts- und Staatswissenschaft zu studieren, völlig unbeachtet ließ und sich einzig und allein den Wissenschaften „um ihrer selbst willen“ zu widmen beschloß. Der Brief, den der in den Fesseln des Soldatenstandes schmachtende Leutnant zur Begründung dieses Schrittes an seinen ehemaligen Lehrer Martini schreibt, ist so interessant und so charakteristisch für den jugendlichen Kleist, daß ich mir nicht versagen kann, einige Gedanken daraus mitzuteilen.\*\*) Der Grund des Entschlusses zum Wechsel des Berufs ist danach einzig und allein der Wunsch, glücklich zu sein. Glücklich sein aber kann Kleist nur, wenn es ihm vergönnt ist, sein ganzes Wesen harmonisch auszubilden, alle in ihm ruhenden Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen und sich durch unaufhörliches Streben nach der Tugend zu einem wahren Menschen zu erziehen. Wenn nun Kleist sagt, daß er sich unablässig darin übe, „das wahre Glück von allen äußeren Umständen zu trennen, das Glück nur im Inneren zu finden, wo es allein unser Eigentum ist, wo es kein Tyrann uns rauben, kein Bösewicht uns stören kann“, so liegt es auf der Hand, daß er sich eigentlich selbst widerspricht, denn wenn er so denkt, warum sollte er nicht „inneres Glück“ auch im Soldatenstande finden können? — Und fast beängstigend wirkt hier schon die Selbstherrlichkeit, dieser, ich möchte fast sagen, Nietzesche Kultus des Ich, der nur aus seinem Inneren, von keiner anderen Autorität Gesetze annehmen, sich die Lebensbahn vorzeichnen lassen will, fast beängstigend die siegesgewisse Zuversicht auf das Glück, das er „unfehlbar auf diesem Wege“ zu erreichen hofft, beängstigend seine Versicherung, daß keinerlei schlimme Folgen ihn seinen Entschluß bereuen lassen, daß sie ihn nicht unvorbereitet treffen werden, daß er auch aus ihnen „höchste Bildung für sein Inneres, also höchstes Glück“ ziehen will! —

Nur zwei Jahre später fühlt sich dieser selbe Mensch so unglücklich, daß er nichts verlangt als nur Ruhe, und zwölf Jahre später urteilt sein bester Freund „das Herz war ihm schon lange gebrochen, ehe er starb.“ — Hoher Pläne voll begibt sich der Leutnant a. D. jetzt als Student auf die Universität Frankfurt a. O.. Wir erstaunen, wenn wir vernehmen, daß er sich dort nicht allein der Mathematik und Philosophie, sondern auch den alten Sprachen widmen will, und daß dieser Frankfurter Aufenthalt ihm nur als Vorbereitung dienen soll, um demnächst in Göttingen „höhere Theologie, Mathematik, Philosophie und Physik, zu der ihn ein unerklärlicher Hang zieht,“ zu studieren. Er stürzte sich mit solchem Feuereifer auf sein Studium, vermied alle jugendlichen Freuden, jeden Anschluß an

\*) H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. V. Band. Briefe, bearbeitet von G. Minde-Pouet. Leipzig und Wien.

\*\*) An Christian Ernst Martini, Potsdam, d. 18. März 1799.

die Kommilitonen, daß er selbst später glaubte, den Grund zur Zerrüttung seiner Nerven durch Uebearbeitung in Frankfurt gelegt zu haben. — Die Verlobung mit Wilhelmine von Zenge, einer Tochter aus der dem Kleistschen Hause befreundeten Familie des Obersten von Zenge, muß in dieser Zeit, wo der Werdende auch nicht die geringste Bürgschaft für die Zukunft zu bieten hatte, wohl als Uebereilung bezeichnet werden. Sicher ist, daß Kleist selbst schon nach wenigen Jahren das Verhältnis als drückend empfand, legte es ihm doch dringender, gebieterischer als die Vorwürfe und Mahnungen der Familie die Verpflichtung auf, sich nach einer sichern Lebensstellung, dem von ihm so gehaßten „Amte“ umzusehen. Wie dem auch sei, der Zeit seiner Verlobung mit Wilhelmine verdanken wir einige der schönsten Blüten Kleistschen Schaffens, die Briefe von den Reisen nach Würzburg und nach Paris. Während in seinen ersten Briefen an Wilhelmine nur der Mentor, der Erzieher, spricht, der das geliebte Mädchen nach seinen Ideen „formen“ will, der ihr den Weg zur inneren Vollkommenheit auf die umständlichste Weise beschreibt, ihr Denküben und Aufsätze aufgibt, redet aus den späteren Briefen Kleist, der Künstler, der Dichter. Hier hat er sowohl in den Naturschilderungen als in der Darlegung seines Herzenszustandes Stimmungen von unvergänglichem Reiz geschaffen. Voraus möge gesagt werden, daß diese Verlobung, einzig auf Kleists Veranlassung, nach zwei Jahren gelöst wurde, und daß Wilhelmine später dem Frankfurter Professor Krug, der an Kants Stelle auf den Lehrstuhl für Philosophie nach Königberg berufen wurde, die Hand zum Lebensbunde gereicht hat.

Neben Wilhelmine von Zenge steht, früher und dauernder geliebt, ja, als die wichtigste Persönlichkeit in Kleists Leben, seine ältere Stiefschwester Ulrike. Lange Jahre hindurch genoß sie sein innigstes Vertrauen, ihr zeigte er sein wildbewegtes Herz in leidenschaftlicher oder selbstanklagender, in stolz triumphierender oder in zerrissenster Stimmung, ihr, die ihm Freund und Kamerad, sein „bestes Mädchen“, seine „Erhabene, Starke“, sein „Gewissen“ war, aber auch sein quälender Mentor, die unermüdliche Predigerin der Vernunftgründe, gegen die sich sein rebellischer Sinn auflehnte. Ulrike war sein Halt in der Brandung des wildbewegten Lebens, zu der er immer wieder, trotz mannigfacher heftiger Auseinandersetzungen, tiefer Verstimmungen, reuig zurückkehrte. Ihre nimmer müde Liebe brachte ihm Opfer um Opfer vom eigenen Vermögen und erwirkte dem von der Familie längst als unverbesserlich Erkannten pekuniäre Unterstützung anderer Familienglieder; ihr galt sein Abschiedsgruß, als er sich bei dem ersten großen seelischen Zusammenbruch 1803 in Frankreich dem Tode weihen wollte, ihr sein letzter Dank, sein tiefergreifendes Lebewohl, datiert „am Morgen meines Todes.“ „Wirklich Du hast an mir getan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten; die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war.“\*) Mit Ulrike, die wie der Bruder in gewisser Weise exzentrisch veranlagt, eine große Vorliebe für das Reisen hatte, so daß sie in Ermanglung von etwas Besserem Reisen auf der Landkarte unternahm, mit Ulrike trat nunmehr Kleist jene große Reise über Dresden nach Paris an, welche die eigentliche Veranlassung zu seinem Bruche mit der Braut war. Kleist konnte weder, noch wollte er irgend einen bestimmten Zweck, ein Ziel seiner Reise angeben, er wollte sich in keiner Weise über ihre Dauer bindend äussern und verkündete nur der Braut, daß er wahrscheinlich niemals nach Deutschland zurückkehren werde und von ihr nur Vertrauen und Geduld für lange Jahre erwarten könne.

Kleist meinte in damaliger Zeit „des Spazierganges in die Natur“ unbedingt zu bedürfen, da er seine tiefe, seelische Erschütterung im Vaterlande nicht glaubte überwinden zu können. Durch eindringende Beschäftigung mit der Kantschen Philosophie war er nämlich, wie er sich selbst ausdrückte, ihr „Opfer“ geworden.

Die in ihr ausgesprochene Lehre, daß wir Menschen keine für ein Jenseits gültigen Wahrheiten erkennen können, daß wir nur wissen können, was die Dinge uns scheinen,

\*) An Ulrike v. Kleist. Stimmings bei Potsdam d. am Morgen meines Todes.

nicht, was sie an sich sind, hatte eine förmliche Umwälzung seines Innenlebens hervorgebracht. Seine höchsten Ideale „Bildung und Wahrheit“ sind ihm verloren gegangen, — denn die Wahrheit ist ja nicht auf diesem Stern zu finden — der Boden wankt ihm unter den Füßen „mein höchstes, einziges Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr“. So erschüttert „im Heiligtum seiner Seele“ ekelt ihm vor allem, besonders vor der Wissenschaft, die ihm noch kurz zuvor genügend schien, ihm sein Lebensglück zu geben. Fort von den Wissenschaften, zur Lehrmeisterin Natur, ins Freie! \*)

So bricht er auf, trotzdem ihm Ahnungen sagen, daß ihm sein Untergang bevorstehe. Die nächsten Jahre finden wir ihn in unstetem Wanderleben, hingetrieben von Ort zu Ort, in Frankreich, in der Schweiz, in Weimar, in Osmannstädt, in Leipzig, in Dresden, wieder in der Schweiz, wieder in Frankreich, bis ein völliger geistiger und körperlicher Zusammenbruch ihn endlich wieder heimführt. Aber in diesen Jahren des Ringens um ein neues Lebensideal, nachdem ihn sein altes, die Wissenschaft, verlassen hat, wird seine Dichtkunst geboren.

Ermutigt durch den Beifall eines kleinen Kreises literarisch interessierter, gleichstrebender Freunde in Bern läßt Kleist 1803 sein erstes Drama „die Familie Schroffenstein“ erscheinen allen Bedenken zum Trotz, die er früher gegen öffentliches literarisches Schaffen geltend gemacht hatte. Diesem in vieler Weise unfertigen Werke, für welches er selbst schon bei seiner Veröffentlichung alles Interesse verloren hatte, sollte ein Drama folgen, welches Kleist als „der große Wurf“ seines Lebens vorschwebte. Der Tod Robert Guiskards, des Herzogs der Normannen, war der Vorwurf dieses Trauerspieles, welches so gewaltig sein sollte, daß er „dem Größten“ — er meint Goethe — „damit den Kranz von der Stirn reißen wollte“. Mehr als 500 Tage hat er, wie er der Schwester berichtet, unablässig an der Dichtung gearbeitet, Guiskard beherrschte seinen Geist derart, daß er zeitweilig den Eindruck eines Verrückten machte. Höchste Siegesgewißheit wechselte mit krankhaftester Niedergeschlagenheit, der Stoff erschien ihm zu gewaltig, sein Können zu gering; Wielands gütiges Verständnis, seine echte Bewunderung für einige ihm aus dem Gedächtnis vorgetragene Szenen, sein ermunternder Brief, die Arbeit zu vollenden „und wenn der ganze Kaukasus auf ihm läge“, sind ihm Lust und Qual zugleich. Dem Guiskard gelten seine verheißenden Worte, nicht eher vor die Familie zu treten, bevor er es mit Ehren könne, den Guiskard in Ruhe zu vollenden, gibt Ulrike immer neue Summen dem Bruder, der sein kleines Vermögen verbraucht hat, und was war das Ende? Nachdem ein vorausgegangener Streit mit seinem Freunde und Reisegenossen Pfuel, den er vergeblich zum gemeinsamen Tode zu bewegen gesucht hatte, seine Nerven aufs äußerste angespannt hatte, überliefert Kleist in einem Zustande tiefster Niedergeschlagenheit den Guiskard den Flammen! Die auf diesen verzweifelten Schritt folgende einsame Wanderung durch Nordfrankreich, sagen wir lieber das Umherirren in dem fremden Lande, über welches er später keine Rechenschaft geben konnte, gehört, wie er selbst sagt, vor das Forum des Arztes. Ein schweres Nervenfieber warf ihn dann in Mainz monatelang auf das Krankenlager und brachte ihn an den Rand des Grabes.

So kehrte der Adler, der zur Sonne auffliegen wollte, mit gebrochenen Flügeln ins heimische Nest zurück, der Mann, der gelobt hatte, Frankfurt nicht mehr zu betreten, ehe er die großen Erwartungen, die er zu erregen gewußt hatte, erfüllt hätte, der nur mit Ruhm bedeckt oder nie Vaterstadt und Familie wiedersehen wollte, ganz klein, ganz arm, ganz hilflos zu ihr zurück. Und nun vermag er auch dem Willen der energischen Schwester keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen, er fügt sich, er bewirbt sich um ein Amt. Die alten Beziehungen der Familie ebnen ihm den Weg, der Generaladjutant des Königs, von Köckeritz, nimmt ihn, den Bittsteller, in strenges Verhör, zählt ihm unerbittlich die gegen ihn vorliegenden Missetaten auf: er hat das Militär verlassen, das Civil verlassen, ist im Auslande herumgebummelt, hat „Versche gemacht“. — O Ulrike, „Versche gemacht“, schreibt

\*) An Ulrike v. Kleist. Berlin, d. 23. März 1801. — An Wilhelmine v. Zenge, Berlin, d. 28. März 1801.

der Dichter des Guiskard in wehmütiger Ironie.\*) Aber der Gewaltige läßt sich erweichen. Kleist wird als Diätar an der Domänenkammer in Königsberg mit einem Wartegeld von fast 600 Talern angestellt. Pegasus im Joche! Aber endlich im Amt, endlich versorgt! Die Familie atmet auf, und Ulrike zieht, gleichsam als Aufpasserin, zu dem unberechenbaren Bruder.

Ein Weilchen geht alles gut, aber nur einige kurze Momente. Gehorsam verrichtet er die ihm widerwillige „Knechtsarbeit“, die seine Stellung, welche ungefähr der eines Assessors entsprach, ihm auferlegte. Aber mit der wiedererstehenden Gesundheit regt sich neue Schaffenskraft, erst verstohlen, dann immer häufiger mehrten sich die Andeutungen, daß neue dichterische Pläne ihn beschäftigen. „Ich weiß ja, daß Du mein Glück willst“, hatte er schon früher einmal an Ulrike geschrieben, „wenn Du nur wüßtest, was mein Glück wäre“. In der reizvollen Stimmung, in der er sich in dieser Zeit befindet, konnte das Zusammenleben der Geschwister nur unerquicklich sein. Ulrike räumt gekränkt das Feld. Und kaum ist sie gegangen, da gibt es kein Halten mehr, da bricht der eingedämmte Strom hervor, da wirft er sich wie ein ergebener Sklave der Herrin, der hehren Dichtkunst, zu Füßen, und es ringt sich von seinen Lippen „ich muß dichten, weil ich nicht anders kann!“ Alle Rücksichten auf ein brotgebendes Amt sind ihm jetzt nebensächlich geworden, er traut sich zu, bei seinen bescheidenen Ansprüchen an das Leben von seinem Schriftstellerhonorar leben zu können, er hat seinen Beruf erkannt, dem Vaterlande zu dienen als Dichter. Der Zusammenbruch in Preußen im Jahre 1806 erleichterte ihm seinen Weggang, der kaum bemerkt wurde. Von jetzt an lebt Kleist, nachdem er noch mehrere Monate in Frankreich in Kriegsgefangenschaft gewesen war, als Schriftsteller in Dresden und Berlin. In diese letzten Jahre seines Lebens drängt sich all dasjenige seines dichterischen Schaffens, was ihm seinen Platz in der deutschen Literatur gesichert hat. Den Erzählungen, Aufsätzen und Novellen der Königsberger Zeit, von denen „Michael Kohlhaas“ die bedeutendste gewesen ist, folgen nun seine Dramen „Der zerbrochene Krug“, welchen er zur Aufführung in Weimar einreichte, „Penthesilea“, die er mit innigen Worten Goethen zur Beachtung empfahl. Das erstgenannte Lustspiel, das nur aus einem sehr langen Akt besteht, wurde durch Goethes nicht glückliche Inszenierung in drei Akte zerlegt und mißfiel bei einer Erstaufführung dem Weimarer Publikum derartig, daß nicht einmal die Gegenwart Karl Augusts und Goethes taktloses Pfeifen im Publikum hindern konnte. — „Penthesilea“ wurde von Goethe in schroffer Weise abgelehnt. Kleist, der in die Gestalt der Amazonenkönigin ein gut Teil seines eigenen Inneren gelegt, sie gleichsam mit seinem Herzblut gezeichnet hatte, der sich der hohen dichterischen Schönheit des bizarren Werkes wohl bewußt war, antwortete in verletzenden Epigrammen — und der Bruch mit Weimar war fertig. Unglückseligerweise! Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß eine nur wohlwollende Beurteilung von seiten Goethes, des Olympiers, der der damaligen literarischen Welt Gesetze gab und weit schwächere Talente wie Kleist freundlich gefördert hatte, wie eine Hand, dem Ertrinkenden zur Rettung gereicht, gewesen wäre, die vielleicht — sogar wahrscheinlich — den gänzlichen Untergang verhindert hätte.

Im Jahre 1807 scheint es, als ob Kleist endlich einer freudigeren Zukunft entgegengehen konnte. Im kunstsinnigen Dresden findet er neben seinen Jugendfreunden von Pfuell und Rühle von Lilienstern, die beide als Militärschriftsteller Tüchtiges leisteten, einen Kreis geistig angeregter, hochgebildeter Menschen, aus denen Schlegel, Tieck, Brentano, Arnim und einige Maler von Ruf hervorragten. Im Hause von Schillers trefflichem Freunde Körner findet Kleist herzlichste Aufnahme und eingehendstes Verständnis für sein Streben, bald in den angesehensten Kreisen Dresdens Wertschätzung seiner eigenartigen, liebenswerten Persönlichkeit, Bewunderung für seine Dichtungen. In geselligem Kreise liest er daraus vor, einflußreiche Vermittlung bringt sein „Käthchen von Heilbronn“ zur Aufführung in Wien an, auch in Privatkreisen werden Aufführungen geplant. Tieck und Arnim treten ihm freundschaftlich näher und rühmen seine Wahrheit, seine Ehrlichkeit, seine Treue in der dichterischen Arbeit.

\*) An Ulrike v. Kleist. Berlin, d. 24. Juni 1804.

Alle Umstände scheinen sich zu vereinigen, ihm endlich die ersehnte Anerkennung zu bringen. „Es erfüllt sich mir Alles, Alles!“ ruft er beglückt aus.<sup>1)</sup> Voll freudigster Hoffnungen begründet er mit Rühle, Pfuel und dem geistvollen Schriftsteller Adam Müller eine vornehme Monatsschrift, den „Phöbus“, die, so ist er gewiß, und so schildert er es in verlockenden Farben Ulrike, glänzenden Gewinn einbringen soll.<sup>2)</sup> — Und Ulrike, die immer Treue, gibt wieder. — Ist es nötig, zu sagen, daß auch diese Hoffnungen vernichtet wurden, daß die Beiträge bedeutender Zeitgenossen, auf welche die Herausgeber mit Bestimmtheit gerechnet hatten, ausblieben, daß die Zeitschrift sich nur mühsam durch ein Jahr hinschleppte und dann ihr Erscheinen einstellen mußte? Ist es nötig zu sagen, daß durch die Ungunst der politischen Verhältnisse Kleists gerade jetzt so herrlich aufblühende nationale Dichtung keinen Verleger finden konnte? Wer hätte wagen dürfen, eine „Hermannsschlacht“ zu drucken, das „Kriegslied“, den „Katechismus der Deutschen“? War nicht auf die frohe Siegesbotschaft von Aspern schon einige Monate später der Sturz von Wagram gefolgt? — Nichts als Enttäuschungen, bittere, schwere, die dem so glühend empfindenden Dichter „die Seele wund“ machten. Nach einer neuen, schweren, körperlichen und geistigen Erkrankung, die ihn in Prag überfällt, finden wir den schon Totgesagten zu Anfang des Jahres wieder in Berlin: völlig mittellos, denn sein eigenes Vermögen war längst verbraucht, Ulrikes kleines Kapital im Sturze des Phöbus verloren gegangen, beginnt nun für ihn der Kampf um das tägliche Brot, und er, der einst gesagt hatte „Bücher schreiben für Geld — oh, nichts mehr davon!“ er wendet sich jetzt von Verleger zu Verleger, um wenigstens, wenn die Theaterdirektoren die Aufführung versagen, einen buchhändlerischen Erfolg seiner Werke zu erzielen.<sup>3)</sup> Nicht einmal sein reifstes, auch völlig bührensicheres Stück „Der Prinz von Homburg“ findet Gnade, für das „Käthchen“ erbittet er wenigstens 60—80 Taler, „geben Sie, was Sie wollen, ich bin mit allem zufrieden, nur geben Sie es gleich.“<sup>4)</sup> „Es ist kaum möglich so wohlfeil etwas zu liefern“, sagt er ein anderes Mal, „wenn ich nur soviel für ein Stück bekomme, daß ich mein Leben bis zum nächsten fristen kann, so sind meine Ansprüche erfüllt.“ — Kleinere Aufsätze, ältere Novellen ergeben das notdürftigste. Aber noch hat er Lebensmut. Als Redakteur der „Abendblätter“, einer fünfmal wöchentlich erscheinenden Zeitung, die sich in der ersten Zeit ihres Bestehens der lebhaftesten Gunst des Publikums erfreute, hat Kleist vorläufig wieder eine feste Einnahme. Der Regierung mißliebige politische Artikel, die eine scharfe Zensur des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg hervorriefen, führten schon im folgenden Jahre zum Untergange des Blattes, der für Kleist selbst die unangenehmsten materiellen und persönlichen Folgen hatte.

„Es ist sonderbar“, schreibt der Unglückliche in jenem letzten Berliner Sommer, „wie mir in dieser Zeit alles, was ich unternehme, zugrunde geht, wie sich mir immer, wenn ich mich einmal entschließen kann, einen festen Schritt zu tun, der Boden unter den Füßen fortzieht.“<sup>5)</sup> So geht er, innerlich gebrochen, Schritt für Schritt weiter, der Vernichtung entgegen. — Seine Gönnerin, die Königin Luise, die ihm eine kleine Jahrespension ausgesetzt hatte, ist gestorben, demütigende Gesuche an Hardenberg bleiben unberücksichtigt, eine von seiner ihm besonders nahestehenden Cousine Marie von Kleist befürwortete Bitte an den König um Wiederanstellung im Heere wird zwar wohlwollend, aber unbestimmt beantwortet, seine patriotischen Gefühle durch die Haltung Preußens vor dem russischen Feldzug aufs tiefste enttäuscht, und dann das Allerbitterste: er sieht, daß seine Teuersten ihn aufgegeben haben. Es ist kein Zweifel, daß der Besuch, den er Ulrike unangemeldet in Frankfurt machte, dazu beigetragen hat, seinen Entschluß aus dem Leben zu scheiden, zu

<sup>1)</sup> An Ulrike v. Kleist. Dresden, d. 17. Sept. 1807. — An dieselbe. Dresden, d. 3. Okt. 1807.

<sup>2)</sup> An dieselbe. Dresden, d. 17. Dez. 1807.

<sup>3)</sup> An Johann Friedrich Cotta. Berlin, d. 1. April 1810. — An Georg Andreas Reimer. Berlin, d. 10. August 1810.

<sup>4)</sup> An Georg Andreas Reimer. Berlin, d. 12. u. d. 13. Aug. 1810. — An denselben. Berlin, d. 21. Juni 1811.

<sup>5)</sup> An . . . . . Berlin, August 1811.

befestigen. Ulrike, welche den Bruder lange nicht gesehen hatte, war über sein jedenfalls sehr verwahrlostes, krankes und verstörtes Aussehen so erschrocken, daß sie in fassungsloses Weinen ausbrach. — Kleist selbst schreibt wenige Tage vor seinem Tode über diesen Besuch an Marie von Kleist: „Wollte ich doch lieber zehnmal den Tod erleiden als noch einmal wieder erleben, was ich das letzte Mal an der Mittagstafel zwischen meinen beiden Schwestern empfunden habe. Der Gedanke, das Verdienst, das ich doch zuletzt — es sei nun groß oder klein — habe, gar nicht anerkannt zu sehen, mich von ihnen als ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei, betrachtet zu sehen, ist mir überaus schmerzhaft.“ \*)

Und damit war auch das letzte Band zerrissen, das ihn noch an dieses für ihn an Enttäuschungen so überreiche Leben hätte fesseln können.

„Zu Tode getroffen, schleicht matt er einher,  
Sein müder Fuß stößt an Trümmer und Scherben,  
Die Flügel gebrochen, das Herze leer,  
So sucht er sich weinend ein Plätzchen zum Sterben.“

Ein Plätzchen zum Sterben — er suchte es und fand es auch an dem stillen, mit Föhren bestandenen Ufer des Wannsees. Er fand auch in der überspannten, schwerleidenden Frau Henriette Vogel, einer Bekanntschaft der letzten Berliner Zeit, den Menschen, der ihm das gewährte, was seine alten Freunde Pfuël, Rühle und Marie von Kleist ihm mehrfach verweigert hatten, sein Genosse auf dem dunklen Todesweg zu sein. — Am Nachmittage des 21. November fand man die Beiden erschossen auf. So endete der Dichter, dessen Leben, wie er selbst sagt, „das allerqualvollste war, was je ein Mensch geführt hat“. —

„Ein Herbststurm hat ihm ein Ende gemacht —  
Mit heiserem Schrei verkünden's die Raben. —  
In sternenloser Novemberrnacht  
Da ward er in aller Stille begraben“. —

Ein unglückliches Leben — ein ruhmloses Grab. — Hat uns dies Leben bleibende Werte gegeben? Ich denke ja. Nicht auf die hohen dichterischen Schönheiten will ich hinweisen, welche sich selbst in denjenigen seiner Werke finden, in welchen der Dichter noch mit der Gestaltung und der Form ringt, nicht auf die rührende Gestalt seines „Käthchens von Heilbronn“, die sich kühnlich neben die Mädchengestalten Goethes stellen darf, sondern auf die Werke, welche der Patriot gab. Und da ist es merkwürdig zu sehen, wie sich im Jahre 1805 in dem weltabgewandten, unsicher suchenden Schwärmer von einst, der sich in Frankreich niederlassen und dort deutsche Philosophie verbreiten wollte, der sich ein Gütchen in der Schweiz kaufen wollte, um dort nach Rousseauschen Ideen am Busen der Natur als Bauer zu leben, wie in diesem Weltbürger jetzt der Staatsbürger erwacht, wie der Märker fühlen lernt, „wessen Stammes er ist“, und wo „die starken Wurzeln seiner Kraft“ liegen. Jetzt erkennt er mit den Besten der Nation, daß keine weltfremde, träumerische Poesie dem Volke nottut, sondern allein eine kraftvoll männliche, eine stählende, eine aufweckende, aufrüttelnde. „Mit einer Stimme von Erz“ möchte er vom Harze herab seinen Mahn- und Weckruf hinaustönen lassen in die deutschen Lande, die unter dem Joche Napoleons seufzen. Und ferner ist es merkwürdig, wie Kleist, mit seinem ausgeprägten Sinn für das Echte, für die Wahrheit, die Gebrechen, Fehler und Halbheiten der Zeit erkannte und das kommende Unglück voraussah.

Schon Monate vor der Schlacht von Jena rechnete er nur noch auf einen „schönen Untergang“, schon im Jahre 1805 ersehnt er eine Gesinnung in Preußen, wie sie 1813 wirklich hervorgebracht hat. Vor seinem geistigen Auge steht der von Napoleon schwer beleidigte König, wie er eine „rührende Rede“ an seine Stände hält, die ihre Wirkung nicht verfehlen kann, steht der König, wie er opferfreudig seine silbernen und goldenen Kleinodien

\*) An Marie v. Kleist. Berlin, d. 10. Nov. 1811.



einschmelzen und zu Münze prägen läßt und seinen Hofstaat vermindert, steht das Volk, wie es, hingerissen, diesem edlen Beispiel folgt und alles, alles auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern bereit ist.<sup>1)</sup> Er sieht in dem Jammer, in der trostlosen Schwere der Zeit, die auf Jena und Auerstädt folgte, doch etwas Gutes, er fühlt es, wie die schweren Zeiten die Menschen erziehen, sie größer, besser, wahrer und ehrlicher machen, wie die Not des Ganzen die kleinen persönlichen Nöte vergessen läßt, wie die Selbstsucht schwindet und der Liebe zum Vaterlande Raum macht.<sup>2)</sup> Und wenn er in dem „Katechismus der Deutschen“ fragt: „Warum ist all dies Elend über uns gekommen, das unsere Hütten zerstört und unsere Felder verheert hat?“ so gibt er selbst die große Antwort: „Um uns diese irdischen Güter verächtlich zu machen und uns anzuregen, nach den höchsten, die Gott dem Menschen bescheert hat, hinzustreben. Und welches sind die höchsten Güter der Menschen? Gott, Vaterland, Kaiser, Freiheit, Liebe und Treue, Schönheit, Wissenschaft und Kunst.“ — Er erkannte, wie diese erzieherische Macht der schweren Zeit ihre Kraft an der Königin bewährte, wie aus der liebebreizenden, anmutigen Frau die seelenstarke, ernste Dulderin wurde, in deren Herzen sowohl die Trauer um Preußens Schmach, als auch die feste Hoffnung auf seine dereinstige Wiederaufrichtung tiefer, glühender, inniger, als in dem der meisten Männer lebte.<sup>3)</sup> „Wie groß Du warst, das ahneten wir nicht!“ ruft er der hohen Frau an ihrem letzten Geburtstage, dem 10. März 1810, zu, und das war eine der wenigen Freuden, die das Leben dem Dichter bescheert hat, daß es ihm vergönnt war, der Königin dieses Gedicht — wir haben es bei der Gedenkfeier für die Königin Luise an dieser Stelle gehört — selbst zu überreichen und Freudentränen in ihren schönen, blauen Augen zu sehen.

Gespannt horcht er durch die Lande, späht er nach dem kleinsten Vorzeichen einer kommenden, besseren Zeit. Aus Spanien kommt gute Kunde: ein lang mit Füßen getretenes Volk hat unter einem großen Führer zum ersten Male den Franzosen die Stirn geboten; glühende Worte der Bewunderung richtet Kleist an Palafox, der Saragossa ruhmvoll verteidigte. Und nun gährt es in Oesterreich, nun rüsten die deutschen Brüder: Kaiser Franz I. will den Krieg, Erzherzog Karl wird die Truppen gegen Napoleon führen. In fieberhafter Aufregung beobachtet Kleist diese Rüstungen, seine ganze Seele ist bei den Oesterreichern; geht Oesterreich voran, dann wird Preußen auch folgen, dann wird der Bann gebrochen, unter dem das übrige Deutschland liegt, und alle, alle werden sich aufmachen, der Unüberwindliche wird niedergeschmettert, der Korse wird gestürzt werden. Denn gegen ihn, gegen Napoleon richtet sich der Haß des Dichters in erster Linie. Er ist der verabscheuungswürdigste aller Menschen, „der Anfang alles Bösen, das Ende alles Guten, ein Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht ausreicht und den Engeln am jüngsten Tage der Odem vergehen wird, ein der Hölle entstiegener Vatermördergeist.“<sup>4)</sup> — „Wird sich kein Emigrant finden, der diesem Hölleensohn die wohlverdiente Kugel vor den Kopf schießt und die Menschheit von ihrem Peiniger befreit?“ so ruft er voll Ingrimm aus. Alle Mittel sollen zu seiner Vernichtung erlaubt sein, „der Teufel muß mit der Hölle besiegt werden!“ Aber selbst wenn es den vereinten Kräften der Deutschen nicht gelingen sollte, im Kampfe mit dem Korsen obzusiegen, so muß dennoch der Krieg, dieser heilige Krieg, geführt werden, bis der letzte deutsche Mann im Blute liegt. „Also auch,“ — so fragt er, wiederum im „Katechismus der Deutschen“ —

„wenn alles unterginge, und kein Mensch, Weiber und Kinder miteingerechnet,  
am Leben bliebe, würdest Du den Kampf noch billigen?

Allerdings, mein Vater.

Warum?

Weil es Gott lieb ist, wenn Menschen, ihrer Freiheit wegen, sterben.

<sup>1)</sup> An Otto August Rühle v. Lilienstern. Königsberg, Dezember 1805.

<sup>2)</sup> An Ulrike v. Kleist. Königsberg, d. 6. Dezember 1806.

<sup>3)</sup> An dieselbe. Königsberg, d. 6. Dezember 1806.

<sup>4)</sup> Aus dem „Katechismus der Deutschen“.

Was aber ist ihm ein Greuel?  
Wenn Sklaven leben.“

Das sind Mannesworte, wert, daß jeder deutsche Junge sie auswendig lerne. —

Alle diese Empfindungen, den Jammer um sein zertretenes Volk, den Haß gegen seine Unterdrücker, die Hoffnung auf seinen Befreier und die endliche Vernichtung der Fremden, alle diese Empfindungen faßt Kleist jetzt zusammen in seinem gewaltigsten Drama, in der „Hermannsschlacht“. Die Gestalt Hermanns, der einst in der Schlacht im Teutoburger Walde Germanien vom Römerjoch befreite, wird ihm zum Bilde des Befreiers, den er für Deutschland ersehnt. Wenn sein Hermann ausruft:

„Einen Krieg will ich entflammen, der in Deutschland rasselnd  
Gleich einem dürrn Walde, um sich greifen  
Und auf zum Himmel lodernd schlagen soll!“

Wenn die Barden singen:

„Wir übten nach der Götter Lehre  
Uns durch viel Jahre im Verzeihn:  
Doch endlich drückt des Joches Schwere  
Und abgeschüttelt will es sein!“

und wenn das Stück schließt mit dem Ausblick, daß nicht eher Ruhe werden wird, bis Rom, das Mordnest, ganz zerstört ist, bis die schwarze Fahne auf seinem Trümmerhaufen weht, so verstand damals ein jeder, worauf der Dichter hinzielte. Man brauchte nicht sehr scharfsinnig zu sein, um unter Varus Napoleon, unter Rom Paris, unter den Römern die Franzosen, unter den germanischen Fürsten in Roms Gefolgschaft die Rheinbundfürsten zu erkennen. Das Stück war ganz aus der Zeit für die Zeit geschrieben und sollte, das war des Dichters heiligste Absicht, von ihr so verstanden werden. In fieberhafter Eile hatte er es vollendet, zu Anfang des Jahres 1809 lag es fertig da. Er sandte es dem Hofburgtheater zu Wien ein: „Ich schenke es meinen Deutschen, alle Bedingungen sind mir gleichgültig, nur machen Sie, daß es aufgeführt werde.“ — Es mußte ja zünden, es mußte ja ein Echo wecken! — Doch Monat auf Monat verstrich, die Zeit war zu klein und zu mutlos; die Aufführung wurde nicht gewagt. Im Mai, nach der Schlacht von Aspern, hoffte der vom Siegesjubiläum berauschte Dichter nun bestimmt, sein großes Ziel zu erreichen. Seine Seele war so voll von seiner Dichtung, daß Christoph Friedrich Dahmann, der später so bekannte Historiker und Patriot, sich noch im Alter lebhaft erinnerte, mit welcher innigen Herzenstönen ihm Kleist das Bardenlied vorgetragen hatte, als sie zusammen das Schlachtfeld von Aspern besucht hatten. Daß auch diese Hoffnung fehlschlug, habe ich bereits gesagt. — Wenn Kleist meinte, das Stück sei ganz auf den Augenblick berechnet, so hat er sein großes Werk unterschätzt. Im Gegenteil, dies gewaltige Werk ist nicht eine flüchtige Erscheinung des Tages, sondern als Ehrenkmal unserer Literatur wird es bestehen bleiben, solange noch die Begriffe Vaterland und Freiheit dem deutschen Manne heilig sind. Wo immer wahrhaft deutsche Männer atmen, da wird man den Hermann verstehen, der alles gering achtete gegen das eine große Ziel: Befreiung des Vaterlandes aus dem unwürdigen Joch der Knechtschaft. — Dieselben Gedanken hat dann Kleist noch in dem „Kriegsliede“, sowie in dem Hymnus „Germania“ ausgesprochen, mit einer Kraft des Ausdrucks, mit einer Wut des Hasses, in der ihm nur Ernst Moritz Arndt gleichkommt. Er sagt:

„Wer in unzählbaren Wunden  
Jener Fremden Hohn empfunden,  
Brüder, wer ein deutscher Mann,  
Schließe diesem Kampf sich an! —

Alle Triften, alle Stätten  
 Färbt mit ihren Knochen weiß,  
 Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,  
 Gebet ihn den Fischen preis;  
 Dämmt den Rhein mit ihren Leichen;  
 Laßt, gestäuft von ihrem Bein,  
 Schäumend um die Pfalz ihn weichen,  
 Und ihn dann die Grenze sein.  
 Eine Lustjagd, wie wenn Schützen  
 Auf die Spur dem Wolfe sitzen! —  
 Schlagt ihn tot! Das Weltgericht  
 Fragt Euch nach den Gründen nicht!“

Doch auch diese Lieder blieben ungedruckt liegen, nur einem kleinen Kreise von Gesinnungsgenossen bekannt. Als aber der Frühlingssturm von 1813 durch die deutschen Lande brauste, als aller Orten die Stimmen der Dichter erschallten, weckend, rufend, Tod und Sieg kündend, da erinnerten sich Kleists Freunde seiner Lieder, ließen sie in pietätvoller Weise drucken und als Flugblatt durch die Lande eilen. So war es dem Unverstandenen, Verkannten doch noch vergönnt, gleichsam aus dem Grabe teilzunehmen an dem neuen Leben, das damals sein geliebtes Vaterland erfüllte.

Und nun zu seinem letzten, zu seinem reifsten und abgeklärtesten Werke, dem „Prinzen von Homburg“, wohl der bekanntesten all seiner Dichtungen. In diesem nicht von Haß und Rache strotzenden, ruhig edlen Offiziersdrama hat sich der Sohn des altmärkischen Adelsgeschlechtes im wahrsten Sinne des Wortes endlich heimgefunden. Hier hat er das, was er „ererbte von seinen Vätern hat“, in schönster Weise dichterisch verklärt. Und wenn wir in diesem Stücke auch nicht das Rauschen der tausendjährigen Eichen Germaniens hören, sondern der Wind nur durch märkische Kiefern fährt, wenn es sich nicht um Sein oder Nichtsein eines ganzen Volkes, sondern nur um das eines, wenn auch edlen Sprossen dieses Volkes handelt, so sind es doch dieselben Töne, die uns hier, wie in der Hermannsschlacht entgegenschallen: Schwerterklang, Mannesehre, Heldentum.

Sind das nicht eminent sittliche und daher bleibende Werte, die der Dichter uns aufstellt in der Art, wie er den Konflikt zwischen der Empfindung des Einzelnen und dem Gesetz des Staates, zwischen Gefühl und Pflicht löst? Sind das nicht die staaterhaltenden Kräfte, die er uns zeigt in der geläuterten Seele des jungen Helden, der freiwillig den Tod als Sühne seiner Schuld auf sich nehmen will, in der Gesinnung des großen Kurfürsten, der „den Sieg nicht mag, den ihm der Zufall in die Hand gespielt?“ Und wer könnte ihn vergessen, den alten Hans Kottwitz aus der Priegnitz, der dem erzürnten Herrn ruhig und selbstverständlich seinen Kopf zu Füßen legen will, weil er ihm doch mit Haut und Haaren zu eigen gehört? Haben wir ihm nicht vor einigen Monden erst im Meininger Hoftheater — gegen allen Theaterbrauch — auf offener Szene zugejubelt? hat nicht unser Herz höher geschlagen, als wir fühlten, daß dieser Prinz, dieser Kurfürst, dieser Oberst Männer unseres Stammes sind? Der Geist, der in ihnen lebt, hat uns auch den Tag von Leuthen errungen, den von Leipzig, Königgrätz und Sedan, es ist der Geist des alten Fritz, der Gneisenau und Scharnhorst, der Geist Wilhelms des Siegreichen, Bismarcks und Moltkes, der im besten Sinne des Wortes altpreußische, deutsche Geist. Dem Dichter, der uns solche Männergestalten geschaffen hat, dem muß das deutsche Volk dankbar sein, den darf es nicht vergessen über den Modegötzen des Tages, die ihm, ach, so viele unechte, vergängliche Werte vorsetzen, die über die allzu gründlichen, oft peinvollen Seelenanalysen irgend eines männlichen oder weiblichen Schwächlings das außer Acht lassen, was Deutschland groß gemacht hat: Schwerterklang, Mannesehre, Heldentum.

Und in diesem Sinne gedenken wir heute Deiner, legen den Lorbeerkranz auf Dein

ruhmloses Grab und danken Dir, Du deutscher Mann, Heinrich von Kleist! Möchte es unserem Vaterlande nie an Jünglingen, nie an Männern fehlen, die nach dem Worte, das Du als letztes Deinem letzten Drama gegeben, treu um den Fürsten geschart, das Schwert in der Hand mutig sprechen:

„In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“  
oder besser — Gottlob, daß wir's sagen können:  
„In Staub mit allen Feinden unsres Reichs!“



ruhml. Grab und danken I  
serem Vaterlande nie an Jüng  
als letztes Deinem letzten Dra  
der Hand mutig sprechen:  
„In S  
oder besser — Gottlob, daß w  
„In S

on Kleist! Möchte es un-  
nach dem Worte, das Du  
geschart, das Schwert in  
s!“  
!“





